Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 109. Bromberg, den 11. Juli 1925

Diethelm von Buchenberg.

Von **Berthold Auerbach.**

Erstes Kapitel.

In dem freundlichen Städtchen G. war lebhaftes Marktgewühl, und mitten durch das auf und ab wogende Menschengedränge bewegte sich, von zwei feiten, tief eingekreuzten Rappen gezogen, ein Bernerwägelein, auf dessen niedergelassener Halbkutsche ein breitschulteriger Mann saß. Der breitkrempige schwarze Hut mit handhoher Silberschnalle im Samtbande, der kragenlose, einreihige schwarze Samtrock mit den nahe zusammengerückten flachen silbernen Knöpfen, die rote Scharlachweste mit den kugelförmig silbernen Knöpfen zeigten den reichen oberländischen Bauer. Er hielt mit beiden Händen die Pferde straff im Zügel, die Peitsche stak neben ihm und er rief nur manchmal den zögernd Ausweichenden ein Aufg'schaut! oder einfach Hoho! zu. Die Pferde trugen die Köpfe mit dem messingbeschlagenen Riemenzeug so stolz, als wüßten sie, welch ein Aufsehen sie erregten. Neben dem Manne saß ein junges Mädchen, ebenfalls in oberländischer Tracht, die sich aber mehr im Schnitt als im Stoff zeigte! denn der braune Spenzer und die schwarze Schürze waren von Seide, nur die Haube war noch in der landesüblichen Weise und aus den schwarzen, am Kinn geknüpften Bändern sah ein blasses, längliches Gesicht mit dunkeln Augen.

Die Leute im Gedränge gafften alle nach dem Gefährte und dessen überaus stattlichen Insassen. Manche vergaßen darüber auszuweichen und mußten von Nachbarn angerufen werden, und bald da, bald dort gab es ein heftigeres Gedränge, aber die Rappen standen jedesmal auf einen Pfiff ihres Herrn stille. Oftmals auch grüßte dieser einen Bekannten und rief ihm zu: „Weißt schon, im Hirsch." In dem Marktgewühl stachen besonders die Schäfer hervor in ihren weißen, rotausgeschlagenen und mit roten Einnähten versehenen Zwillichröcken, auf denen noch, über die rechte Schulter gelegt, schärpenartig der lederne Gurt mit glänzenden Messingringen prangte; ihre Hunde liefen hart neben ihnen, denn sie hatten sie an die vielgelenkige Kette angekoppelt. Über das bartlose, runde Antlitz des Fahrenden zuckte oft ein Lächeln, denn er hörte die Staunenden am Wege fragen: „Wer ist das?" worauf die Antwortenden immer ihre Verwunderung ausdrückten, daß man den nicht kenne: „Das ist ja der Diethelm von Buchenberg", hieß es dann, „der hat mehr Kronentaler, als die zwei Gäul' ziehen können", und ein anderer sagte wieder: „Ich wollt', du und ich, wir hätten das miteinander im Vermögen, was der heut für Woll' und Schafe einnimmt." „Wenn der Diethelm da ist, geht der Markt erst an", sagte ein dritter; „die Engländer warten alle auf ihn", rief ein vierter. Ein Mann, der mit mehreren andern eine gute Strecke neben dem Wagen herging, berichtete: „Ich bin von Letzweiler und der Diethelm ist auch von da gebürtig. Er hat einen grausam mächtigen Familienanhang. Vor zwanzig Jahren sind das lauter Krattenmacher* und Betteleut' gewesen, und der Diethelm hat sie hingestellt, daß sie kapitelfest sind. Ja, ja, so ein Mann in der Freundschaft und sie ist glücklich."

Der Fahrende stieß manchmal die neben ihm Sitzende an, daß sie auch hinhorche auf das, was man sage; die üble Nachrede im eigentlichsten Sinn des Wortes schien der Fahrende nicht zu vernehmen, denn es gab auch manche, die über die Ungebühr schimpften, mit Roß und Wagen mitten durch das Menschengedräng zu fahren; andere machten darob Witze und einige gehobene Heldenseelen fluchten hinter dem Wagen drein und schalten auf die Polizei, die so etwas dulde. Ein Brezelverkäufer, der seinen Kram auf einem langen Stock aufgereiht trug, sagte geradezu: es sei nichts schlimmer, als wenn der Bauer auf den Gaul käme, der mache es ärger als die Herren.

Der Vielberufene fuhr aber strahlenden Antlitzes wie ein Triumphierender dahin, und endlich war man beim Wirtshaus zum Hirsch, das eine ganze Wagenburg umstellte, angelangt. Eine mächtige Glocke erschallte im Hausflur, die Frau Hirschwirtin oder, wie sie liber genannt war, die Frau Postmeisterin erschien selber, reichte Diethelm die Hand, hieß die „Jungfer Tochter", die als schlanke, biegsame Gestalt auf dem Wagen stand, willkommen, half ihr absteigen und nahm ihr eine bunt gestickte Reisetasche ab. Der Hausknecht, der heute seinen großen Tag hatte, war doch bei der Hand, und während er die Aufhaltketten der Pferde löste, half ihm ein Schäfer dieselben aussträngen.

„Ist alles in Ordnung, Medard?" fragte Diethelm den Schäfer, indem er sich neben die Pferde stellte; der Schäfer bejahte, eilte dem Mädchen nach und raunte ihm zu:

„Mein Munde* ist auf Urlaub auch hier."

Das Mädchen errötete und antwortete nichts, es band sich die Haube fester, indem es in das Wirtshaus trat.

Der Schäfer Medard eilte zu seinem Herrn zurück und sagte, daß er schon beim Einfahren von einem Händler darum angehalten worden sei, wie teuer er verkaufe.

„Wie ich dir gesagt habe," erwiderte Diethelm ruhig, „siebzehn Gulden das Paar und keinen roten Heller weniger. Sag nur, dein Herr sei der Diethelm und der lass' nicht mit sich handeln. Wir nehmen unser Vieh wieder heim, es ist mir so lieb wie bar Geld."

Der Schäfer nickte, in seinem geröteten Antlitze, das von einem langen, zottigen Backenbarte eingefaßt war, zuckte es; er ging davon, wobei man ein Hinken am rechten Fuße bemerkte.

Diethelm streichelte die Rappen und lobte sie, daß ihnen trotz des scharfen Fahrens kein Haar krumm geworden sei, er ließ sie deshalb nicht sogleich nach dem Stall bringen, sondern hielt sie noch auf, bis sich immer mehr Bekannte sammelten, die sein „Baronenfuhrwerk" lobten und teils geradezu, teils auf Umwegen seinen Reichtum hervorhoben. Diethelm hielt die Hand auf den Sattelgurt gelegt, er war im Stehen kleiner, als er auf dem Wagen erschienen war, er maß kaum etwas mehr als sechzehn Faust**, wie die Rappen, und war auch so wohlgenährt und breit wie sie. Er vernahm nun, wie das immer geht, von schlechten Marktaussichten, das Angebot sei groß und die Nachfrage gering, da Händler und Fabrikanten den Preis sehr drückten und überhaupt bar Geld sehr knapp sei, weil alles auf Zeit kaufen wolle.

* Korbmacher, ein ziemlich verachtetes Gewerbe.

* Raimund.

** Altes Längenmaß, die Höhe der mit dem Daumen aufwärts geschlossenen Faust; noch heute üblich für die Höhe eines Pferdes.

„Dann verkauf' ich gar nicht und kauf' selber," erwiderte Diethelm und schlug sich dabei auf den Bauch, um den er eine umfangreiche leere Geldgurt geschnallt hatte. Mehrere boten ihm nun sogleich Wolle und Schafe an, aber er lehnte für jetzt noch ab, und als man ihn aufforderte, mit in die Stube zu gehen, schien er sich schwer von seinem Gefährte zu trennen und aus seinen Mienen sprach nur halb der ihn bewegende Gedanke: „So, wie man geht und steht, herumlaufen, das hat kein Ansehen, da ist man wie jeder Hergelaufene; ich wollt', ich könnt' mit meinen Rappen und meinem Kütschle in den Stuben herumfahren, da zeigt sich doch auch gleich, wer man ist." Es war ein seltsames Lächeln, mit dem endlich Diethelm die Rappen in den Stall schickte. Die stattliche Rotte, die ihn umgab, konnte er mit Fug als sein Geleite betrachten, und waren auch verkommene Leute darunter, ehemalige Schafhalter, die jetzt als Unterhändler dienten, Schmarotzer, deren ganzes Marktgeschäft im Erhaschen eines Freitrunkes bestand: bah! große Männer haben immer auch solche in ihrem Geleite, und Diethelm schritt an der Spitze seines Trosses breitspurig einher.

Der Reppenberger, ein hagerer Bauer im zertragenen blauen Kittel, mit einem schmutzigen Wochenbarte auf dem listigen Gesichte, war ehemals selbst wohlhabend gewesen, hatte sich im Schafhandel „verspekuliert" und war jetzt der gewandteste Unterhändler. Dieser wollte sich an die Seite Diethelms drängen; er bot ihm eine Prise aus seiner großen birkenrindenen Dose und wollte ihm allerlei mitteilen, aber Diethelm vertröstete ihn mit herrischer Miene auf später und zog den Schultheiß von Rettinghausen, einen mehr ebenbürtigen Genossen, an sich, und so trat er in die Wirtsstube, wo jetzt im halben Morgen schon voller Mittag gehalten wurde; denn an langen Tafeln und an Seitentischen saßen Männer und Frauen und erlabten sich an Sauerkraut und Speck und gedeihlichem Unterländer Wein, und was sie nicht aufspeisten, wickelten sie in ein daneben gelegtes Papier und steckten es zu sich. Da und dort war auch der Tisch zu einer Rechentafel geworden und mit Kreide wurde der Erlös zusammengerechnet; denn es war schon mehreres verkauft. Mancher vollgestopfte Mund nickte Diethelm zu und manche Hand legte die Gabel weg und streckte sich ihm entgegen.

„Je später der Markt, je schöner die Leut'," rief ein Weißkopf Diethelm zu.

„Kommst spät."

„Bist alleine oder hast die Frau bei dir?"

„Ist das zimpfere* Mädle dein' Fränz?"**

Solche und viele andere Anreden bestürmten Diethelm von allen Seiten und manche Gabel deutete nach ihm und mancher Kopf drehte sich um, denn die, die ihn kannten, zeigten ihn den Fremden, und eine Weile war alle Aufmerksamkeit nach ihm gerichtet. Erregte der Duft der Speisen einen ungeahnten Hunger, so gab dieses allgemeine Ansehen eine andere Sättigung. Eine Kellnerin fragte Diethelm nach altem Brauch, was er befehle; aber die Wirtin, die eben durch die Stube ging, schnitt ihr das Wort ab und sagte:

„Der Herr Diethelm sitzt in der Herrenstube, der Advokat Rothmann sind auch schon drüben und unterhalten sich mit der Fränz."

„Die Fränz soll da herein kommen," entgegnete Diethelm und so laut, daß es alle hören konnten, „wenn der Advokat Rothmann was von mir will, kann er zu mir kommen; ich lauf' ihm nicht nach, ich hab' gottlob nichts mit ihm. Ich bleib' da unter meinesgleichen."

Man sprach davon, daß es einen harten Wahlkampf geben werde, wenn Diethelm gegen den Rothmann als Mitbewerber um die Abgeordnetenstelle auftrete; Diethelm lehnte mit halber Miene jede Bewerbung ab und stimmte selber in das Lob Rothmanns ein, der als „fadengrader" Ehrenmann gepriesen und oft bei seinem Beinamen „der Schweizertell" genannt wurde, denn er hatte nicht nur zweimal auf dem eidgenössischen Freischießen den Preis gewonnen, sondern stand überhaupt in vielfachem Verkehr mit dem benachbarten Freistaate und war selber ein Charakter, als wäre er in der Republik aufgewachsen, schlicht, derb und unverbogen bei aller gelehrten Bildung.

Als er jetzt in die äußere Stube trat und seine hagere, hohe Figur alle überragte, ging ihm Diethelm zuerst entgegen und reichte ihm die Hand, worauf fast alle Anwesenden nacheinander ihm zutranken.

Der Reppenberger kam hastig, klopfte Diethelm auf die Schulter und sagte ihm ins Ohr: man rede schon überall davon, daß der Diethelm einkaufen wolle, und just heute ließe sich ein gutes Geschäft machen. Der Krebssteinbauer da hinten aus dem Lenninger Tal, der dort an der Ecke sitze, den müsse man zuerst einfangen; er mache die anderen kopfschen und sprenge aus, der Diethelm täte nur so, als wenn er einkaufen wolle, der habe gewiß schon verkauft und stecke mit den Händlern unter einer Decke, und man könne überhaupt nicht wissen, was der vorhabe; der Steinbauer werde aber schon einen geringeren Preis angeben, als wofür man abgekauft habe, wenn er nur bar Geld kriege, dafür wolle er schon als Unterhändler sorgen.

Diethelm sah dem Reppenberger steif ins Gesicht, als müßte er herausgraben, was er von ihm denke; schnell sagte er aber laut:

„Es ist nur Spaß, daß ich einkaufen will, das Futter ist klemm* und ich brauch' Geld, ich hab's nicht in Säcken stehen, wie Ihr meint."

Alles widersprach und schalt zutraulich auf ihn, daß so ein Mann sage, er brauche Geld; man wisse ja, daß er Kapitale ausstehen habe, mehr als seinen Schuldnern lieb sei.

* feine. — ** Franziska.

* knapp, teuer.

(Fortsetzung folgt.)

Berthold Auerbach.

Der „Diethelm von Buchenberg", mit dessen Abdruck wir heute beginnen, gehört zum alten Kulturgut des deutschen Volkes, trotzdem er einen Mann jüdischen Bluts zum Verfasser hat, von dessen eigenartiger Lebensgestaltung wir folgendes mitteilen:

Das Schwabenland, das dem deutschen Volke so viele Dichter und Denker geschenkt hat, ist auch Berthold Auerbachs Heimat. Wenn man von dem altertümlichen, reizend am oberen Neckar gelegenen Städtchen Horb den steilen Südhang des Tales hinaufsteigt, so sieht man oben auf der breiten Hochebene, eingebettet in fruchtbare Äcker, Obst- und Hopfenpflanzungen, das stattliche Pfarrdorf Nordstetten vor sich liegen. Hier wurde Auerbach am 28. Februar 1812 als Kind jüdischer Eltern geboren. Aus Juden bestand damals ein großer Teil der Bevölkerung des Dorfes. Mit ihren katholischen Nachbarn vertrugen sie sich gut. So tummelte sich auch der kleine Berthold — eigentlich hieß er Baruch — fröhlich mit den Bauernbuben in Dorf und Feld und lernte das Bauernleben gründlich kennen. Die Erinnerung an diese glücklichste und sonnigste Zeit seines Lebens hat ihn nie verlassen und ist vor allem für seine schriftstellerische Tätigkeit von entscheidender Bedeutung geworden, obwohl oder vielleicht gerade **weil** er schon in seinem 14. Lebensjahr von Nordstetten scheiden mußte und nie wieder zu dauerndem Aufenthalt in die Heimat zurückkehrte, bis er in ihrem Boden die ewige Ruhe fand. Seit 1825 besuchte er nacheinander verschiedene Schulen in Hechingen, Karlsruhe, Stuttgart, seit 1832 studierte er in Tübingen, München und Heidelberg. Er wollte Rabbiner werden. Aber gleich Fritz Reuter mußte auch er dafür büßen, daß er Mitglied der Burschenschaft gewesen war. Die Festungshaft auf dem Hohenasperg war freilich nur kurz; aber aus seiner Bahn geworfen wurde er wie Reuter: an eine Anstellung als Rabbiner war für den politisch Verdächtigen nicht zu denken. So ward er Journalist und Schriftsteller. Als solcher lebte er zuerst in Stuttgart, dann in Frankfurt, Bonn, Mainz, Karlsruhe; von dort ging er nach Norddeutschland, nach Berlin, Weimar, Leipzig und Dresden, ohne aber fürs erste dort seßhaft zu werden. 1847 ließ er sich dann, jungvermählt, in Heidelberg nieder; aber schon im April 1848 verlor er die heißgeliebte Frau, und wieder trieb es ihn in die Welt hinaus. In den stürmischen Ereignissen dieses Jahres versuchte er, der eifrige Liberale, eine Rolle zu spielen, vor allem in Wien. Hier lernte er Nina Landesmann kennen, die Schwester Heinrich Landesmanns, der sich als Dichter Hieronymus Lorm nannte; 1849 vermählte er sich mit ihr und ließ sich in Dresden nieder. Von dort ging er 1859 nach Berlin, das bis zu seinem Lebensende sein Wohnsitz blieb. Gestorben ist er in Cannes in Südfrankreich, wo er Genesung von schwerem Leiden suchte, wenige Tage vor seinem 70. Geburtstag. Auf dem jüdischen Gottesacker bei Nordstetten liegt er begraben, wie er es oft gewünscht, angesichts des Dorfes, das durch ihn in aller Welt berühmt geworden ist, auf freier Höhe, von der man weit nach allen Seiten in eine schöne deutsche Landschaft blickt; es ist sicher eine der schönsten Grabstätten, die je ein deutscher Dichter gefunden.

Nicht nur unter den Dorfgeschichten, sondern überhaupt unter allen Werken Auerbachs ist sein Bestes die gewaltige Charaktertragödie, die er in der „Geschichte des Diethelm von Buchenberg" geschaffen hat. Als Ganzes genommen, zählt der „Diethelm" wegen der kraftvollen, folgerichtig durchgeführten Handlung und der glänzenden Zeichnung der Charaktere und der Umwelt zu den Meisterwerken unseres erzählenden Schrifttums. Darin haben von seinem ersten Erscheinen an bis auf den heutigen Tag alle Beurteiler übereingestimmt. Es mag genügen, aus der Fülle der Lobsprüche das anzuführen, was **Eduard Mörike** zu

Auerbach selbst geäußert hat: „Du, ich habe in den letzten Tagen deinen Diethelm gelesen... Das ist was, ein tüchtiges Stück. Weißt du, das ist so ein Buch, wenn man es nachts liest und das Licht ist einem abgebrannt, steht man auf und sucht überall nach einem Lichtstumpf, bis man ihn gefunden hat; man muß es auslesen, man hat keine Ruhe; man hat sie auch nicht, wenn man ausgelesen hat, so packt es, aber es ist doch aus."

Wir wünschen nichts anderes, als daß auch unsere Leser von dieser großen Bauerntragödie „gepackt" werden möchten.

Die Tragödie im Hause Tolstoi.

(Schluß.)

1882 sollte die allrussische Volkszählung stattfinden. Tolstoi trägt sich in die schrecklichsten Stadtteile Moskaus als Zähler ein, Chamowniki, sein öffentliches Nachtasyl. Und er analysiert. Die einen haben alles — Überfluß, Freude, Glück. Die anderen — nur Elend, nur Laster... Wer ist schuld? Antwort: Ich und meine Familie. Und er ist ganz im Bann dieser verhängnisvollen Fagen. Sie schwebt in Angst um seinen Verstand. Sie wartet nur auf eines: Wann wird das vorübergehen? Und so ging das Leben weiter. Jeder mit unermeßlicher Liebe zum anderen, aber mit ebenso unermeßlichem Sich-Entfremden. Das Leben ging nun nach zwei verschiedenen Seiten. Sophia Andrejewna hat ihre Bekannten in der großen Welt. Lew Nikolajewitsch unter „dunkeln", seltsamen Menschen ganz anderer Art. Er schreibt an Engelhardt: „Sie können sich nicht vorstellen, wie einsam ich bin. Alles, was mir am wertvollsten ist, wird von meinen Nächsten verachtet." Sophia Andrejewna aber schreibt gleichzeitig an ihre Schwester: „Du stellst Dir nicht vor, wie einsam ich geworden bin... Mir scheint, ich bin niemand mehr nötig, niemand interessiert sich für mich." Tolstoi indes gab die Hoffnung nicht auf: „Allen Ruhm gäbe ich für das Eine hin: daß Deine Seele mit meiner verschmölze." Streitigkeiten, Reibungen waren häufig. Aber sie führten zu nichts. Einmal verließ Tolstoi das Haus. „Ich erinnere mich gut an diese Szene," sagt Tatjana Lwowna. „Die Mutter saß mit erstarrten Augen in der Allee, die sie beide so liebten. Sie war schwanger. Bruder Ilja näherte sich, nahm die Mutter, brachte sie bis zum Bette, ließ sie sich hinlegen. Am anderen Morgen wurde meine Schwester Sascha (Alexandra) geboren. Der Vater war nicht weit fortgegangen. Er wußte, daß seine Frau ein Kind erwartete... er kehrte zurück... Aber im Dezember desselben Jahres ereignete sich eine Szene, bei der beide alles auspackten, vom untersten Boden der Seele... Wir, die älteren Kinder, saßen unten, näherten uns der Treppe, lauschten auf die heftigen Stimmen. Wir fühlten, es geschah etwas Wichtiges, Entscheidendes. Was? Jedes verteidigte seinen Standpunkt. Sie — die Versorgung der Kinder. Er — die Freiheit des Geistes. Die Wahrheit. Seine Wahrheit.

Ob wir damals verstanden, was der Vater sagte? Nein. Aber ich begriff, daß man ihm folgen müsse. Eher verstanden wir unsere Mutter nicht. Es schien uns, sie müsse beigeben, sich unterwerfen,nachgeben." Und die Vortragende zeichnet weiter das Leben dieser beiden Herzen mit ihrem unerträglichen Leid. Tolstoi wollte sein Vermögen auf seine Frau übertragen. Sie begehrte auf: „Du hältst das Eigentum für ein Übel und willst dies Übel auf mich überwälzen? Nein." Man ging folgendermaßen vor: Er sollte für tot gelten. Aller Besitz wurde in zehn Teile geteilt. Jasnaja Poljana kam an die Mutter und den jüngsten Bruder Wanitschka. Jetzt besaß jeder sein Teil, und der Vater war unser Gast nur... Nun kam sein neues Leben. Seine Freunde: Tschertkow, Birjukow und Gorbunow. Sophia Andrejewna suchte mit ihnen herzlich zu sein. Der Vater war glücklich...

Dann — der Tod des jünsten Bruders Wanitschka am Scharlachfieber. Alle Kraft und Glut ihrer Liebe hatten die Alten ihm zugewandt. Es war ein selten begabtes Kind. Dies Ereignis stürzte die Mutter endgültig um. Ihr Herz brach. Sie ist nie widerstandsfähig gewesen. Sie schreibt der Schwester von ihrem wahnsinnigen Zustand. Unsinn! sagt ihr Tolstoi. Aber dieser Zustand bindet ihn. Die Flucht aus dem Hause wird ihm noch schwerer: die seelische Überwachung der Frau liegt ihm ob... Die Freunde aber schreiben ihm, spreechn von Inkonsequenz, beschuldigen ihn und machen Vorwürfe... Diese Briefe dienen ihm dazu, sich immer aufs neue zu prüfen... Aber fortgehen konnte er nicht. Und er wartete immer auf ein äußeres Ereignis, das den Knoten durchhauen würde.

Die kranke Seele der Mutter wand sich, suchte Vergessen in der Musik, in freundschaftlichem Verkehr. Vergebens. „Ich habe nie jemand außer ihm geliebt. Nie hat mich der Händedruck irgendeines Menschen erregt," erzählte sie später, vor ihrem Tode, der Tochter. Und ihre Gemütskrankheit macht nun rasche Fortschritte. Egoismus bemächtigt sich ihrer. Alle Aufmerksamkeit ist auf die eigene Person gerichtet. Vorher voll Selbstverleugnung, lebt sie jetzt nur sich. Sie ist eifersüchtig auf Tschertkow, sie kramt andauernd in Tolstois Papieren, sie verlangt, daß er in seinen Tagebüchern alles streichen sollte, was über sie Schlechtes gesagt sei. Sie hat einen schrecklichen hysterischen Anfall, weil sie nicht will, daß Tolstoi zum Friedenskongreß nach Stockholm fährt. Sie hat die Gewalt über sich verloren. Ihre Anfälle von Wut ließen den Vater nicht arbeiten. Er versuchte dies alles hinzunehmen als Bestrafung für seine Sünden: „Ich will mit Sonja in Liebe und Güte kämpfen." Einmal kehrte er von Tschertkow heim — sie hat einen Anfall von unerhörter Stärke. Und so — einen Tag um den anderen. „Sonja ist wieder aufgeregt," notiert er. „Eine entsetzliche Nacht"... Viele glaubten nicht an ihre Krankheit. Sie glaubten, sie suche mit diesen Anfällen ihr Ziel zu erreichen.

Als Tolstoi sein Testament machte, behielt er zum erstenmal vor seiner Frau ein Geheimnis. Aber sie spürte, daß er etwas geheim hielt. Und nun begann sie zu suchen. Suchte nach Briefen. Tolstoi aber, im Bestreben, nur die reine Wahrheit aufzuschreiben, hatte sich sein Geheimtagebuch angelegt. Neue Qual. Sie verdächtigt, sucht, geht nachts herum, schläft nicht, ist ihm immer auf den Fersen. Das Leben wurde zur Hölle. Und er war 82 Jahre alt, ein Greis. Als die Tochter ihn aber mit sich nahm, einmal bei ihr auszuruhen, notierte er in sein Tagebuch: „Traurig ist es ohne sie, schrecklich ist es mir um sie zu Mut."

Am 25. Oktober, kurz vor seiner Flucht, notiert er: „Immer das gleiche schwere Gefühl. Aber fortfahren — kann ich auch nicht, leid ist's mir um sie. Die ganze Nacht habe ich meinen schweren Kampf mit ihr vor mir gesehen. Ob ich aufwache oder einschlafe — immer dasselbe." Am Tag seiner Flucht aber legte er sich nachts um zwei zu Bett. Und da hörte er ein Geräusch. Jemand geht, kramt in den Papieren. Schrecklich empörte er sich, stand auf, weckte Duschan Makowetzky . . . fuhr fort.

Als Sophia Andrejewna hörte, daß ihr Mann fort sei, stürzte sie sich in den Teich. Sie wurde gerettet. Neue Selbstmordversuche. Ein Arzt, eine Krankenschwester wurden gerufen. Man ließ sie nicht aus den Augen. Sie wollte nichts essen. Da schrieb man dem Vater. Er bedankte sich für den Brief und die Teilnahme. Aber er schrieb entschieden: „Anders kann ich nicht handeln. Vergebt mir alles, was ich euch angetan habe. Ich hatte keine Kraft, anders zu handeln. Mitteilung durch Tschertkow. Ich fürchte nur, Sonja könnte mich finden. Ein Wiedersehen mit ihr wäre mir schrecklich."

Und dann kam Astapowo, die Krankheit. Ein für alle qualvoller Augenblick. Bugakow kam und teilte mit, Tolstoi sei erkrankt — Tschertkow habe ihm aufgetragen, es der Familie mitzuteilen. Wo er krank liege? Das solle nicht gesagt werden. „Ich schlief die ganze Nacht nicht," erzählt Tatjana Lwowna, „wußte nicht, wohin eilen, wo suchen. Nebenan aber im Zimmer stöhnte und weinte die Mutter. Einen unvergeßlichen Dienst erwies ein ganz fremder Mann, der Korrespondent des „Russkoje Slowo", Orlow. Er telegraphierte am Morgen: „L. N. in Astapowo. Temperatur 40 Grad." Ich weckte die Mutter, die Brüder. Wir kamen nach Astapowo, wohnten im Eisenbahnwaggon. Wir beschlossen, nicht zum Vater zu gehen, um damit auch die Mutter zurückzuhalten. Aber einmal fragte er nach mir Man ließ mich kommen. Ich lief atemlos zu ihm. Ich fürchtete, er würde nach der Mutter fragen. Ich habe den Vater nie belogen. Aber er stellte die Frage so, daß ich nicht genötigt war, zu lügen. „Mit wem ist die Mutter geblieben?" „Mit den Brüdern. Der Bruder, die Schwester sind bei ihr." Dann fragte ich ihn, ob ihn das Sprechen über sie nicht aufrege. Er antwortete mit großer Energie: „Was kann es denn jetzt Wichtigeres für mich geben?" Ich begann nun, ihn zu pflegen. Ich hätte so sehr gewünscht, daß er die Mutter rufen ließe. Aber er phantasierte: „Fliehen ... fliehen... Sie holt ein..." Er bat das Fenster zuzuhängen: ihm schien es, als sähe er darin das Gesicht einer Frau. Er bat nach Jasnaja zu telegraphieren: „Bitte die Mutter zurückhalten. Sein Herz wird das Wiedersehen mit ihr nicht aushalten." In der Nacht sagte er: „Auf Sonja fällt vieles. Zu Unrecht." „Willst du Sonja sehen?" fragte ich. „Willst du sie sehen?" Aber er antwortete nicht mehr. Ich bestand nicht darauf, ich fürchtete das kaum noch flackernde Licht auszulöschen. Am 6. November betrat Sergius den Waggon: dem Vater ging es schlecht. Wir hatten kaum das Häuschen erreicht, als die Mutter uns einholte.

Der Vater war besinnungslos. Sie setzte sich an das Kopfende und flüsterte Liebesworte. Sie bat, ihr zu verzeihen, zu vergessen. Einige tiefe Seufzer waren seine Antwort… Alles verstummte. Mein Vater war nicht mehr.

„Ich spreche absichtlich nicht von dem Weltgenie Leo Tolstoi. Ich spreche von meinem Vater, von zwei Herzen und ihrem Drama… Die Mutter hat ihn um neun Jahre überlebt. Sie ist ebenso wie er im November gestorben und ebenfalls an einer Lungenentzündung. Sie starb still, friedlich, ergeben. In den letzten Jahren hatte sie sich gefügt. Was mein Vater so herbeigesehnt hatte, erfüllte sich. Sie näherte sich seinen Ansichten, wurde Vegetarierin, war wunderbar gut zu allen. Während ihrer Krankheit dachte sie unablässig an den Vater und an Wanitschka. So war das Leben dieser beiden Menschen."

Der Vortrag ist zu Ende. Die Stimme der Rednerin ist verstummt. Aber lange noch können die Zuhörer nicht auseinandergehen. Das Drama des großen Genies ist an ihnen vorübergegangen, ein Drama, so einfach in seinen Umrissen und so kompliziert in seiner Unlösbarkeit.

Ein Tag auf dem Monde.

Von Dr. Rudolf Wegner, Berlin.

Folgende Schilderungen entsprechen vollkommen der Wirklichkeit, obwohl noch kein Mensch den Mond betreten hat; trotzdem aber hat die Wissenschaft es verstanden, ein Bild vom Verlauf eines Tages auf unserem Trabanten zu entwerfen.

Wir nehmen bei Tagesbeginn auf der Ostseite eines der großen Ringgebirge Platz, um hier unsere Beobachtungen anzustellen. Die Sonne erhebt sich plötzlich über dem Horizont, keine Dämmerung geht wegen des Fehlens der Luft voraus. Ein schöner, prächtiger Strahlenkranz, die Korona, die wir auf der Erde nur bei totalen Sonnenfinsternissen sehen können, umgibt sie. Trotz ihres niedrigen Standes wirft sie ihre ungeschwächten Strahlen auf die kahlen Felsen und Berge des Mondes. Neben Lichtinseln erblicken wir kohlschwarze Schatten, kein Übergang findet statt, nur scharfe Kontraste wirken. Der ganze Himmel ist trotz Sonnenschein schwarz, da es ja keine Luft, die die Trägerin der Lichtzerstreuung ist, auf dem Monde gibt, so daß man auch an Orten, die nicht von den Sonnenstrahlen getroffen werden, Tageslicht hat. Im vollsten Glanze und in der gleichen Stellung strahlen am Mondfirmament dieselben Sternbilder und Sterne, die man von der Erde aus sieht. Keine Wolke, kein Regen trüben je den Himmel. Der Mond hat kein Wasser, kein Eis und keinen Reif. Das sind die Ansichten hervorragender Mondkenner. Totenstille herrscht, kein Ton kann entstehen, auch wenn Kanonen abgefeuert würden, weil eben keine Atmosphäre vorhanden ist. Neunundzwanzigmal langsamer als bei uns vollendet die Sonne ihre Bahn, weil der Tag auf dem Monde viel länger dauert; langsam breitet sich das Licht über die Mondlandschaft aus, bis schließlich die ganze Fläche in einem blendenden Lichte vor uns liegt. Je höher das Tagesgestirn steigt, desto wärmer wird es auf der Mondoberfläche, bis weit über 100 Grad um die Mittagszeit, während es in der Nacht eisig kalt ist. Eine furchtbare Öde umgibt uns, kein Leben, kein Baum, keine Blume, überall nacktes Gestein, Licht und Schatten. Vor uns erblicken wir, immer an derselben Stelle des Mondhimmels, die Erde, die uns dreizehnmal größer als der Mond erscheint; wir sehen ihre Länder und Meere und können gut die Umdrehung verfolgen, auch zeigt sie den gleichen Phasenwechsel, wie wir ihn am Monde beobachten.

Langsam kriechen am Nachmittage die Schatten die Berge hinauf, bis nach etwa 14 Tagen von Sonnenaufgang an die Nacht hereinbricht. Ebenso wie die Sonne gehen dort alle 14 Tage die Sterne einmal auf und unter. Während sie aber am Himmel fehlt, glänzt dort um Mitternacht die Erde in ihrer vollsten Pracht, es herrscht Voll-Erde, wie wir hier vom Vollmond sprechen. Hell erleuchtet die Erde mit ihren reflektierten Sonnenstrahlen, die viel heller als bei uns die Mondstrahlen sind, die einzelnen Gebilde der Mondoberfläche. Keine leuchtende Sternschnuppe durchfliegt den Himmel, weil dort keine Luft existiert und mit ihr die Reibung, die das einschlagende Meteor glühend macht. Vierzehn Tage währt die Nacht und ebenso plötzlich, wie sie gekommen ist, verschwindet sie, und ein neuer Tag beginnt sein Regiment.

Immer dasselbe Bild, keine Abwechselung, kein Frühling, kein Sommer und Winter, nur Schatten und Licht, Hitze und Kälte. So geht es da oben zu, eintönig, stumpf und tot; wie ein ausgebrannter Vulkan richtet der Mond sein Antlitz auf seine Herrin, die Erde.

Bunte Chronik

*** Eine Braut, die durch den Schornstein geht.** Von einem seltsamen Vorfall wissen die englischen Zeitungen zu erzählen. Dieser Tage sollte eine junge Irin einen von ihren Eltern bestimmten Mann heiraten, den sie nicht mochte. Da „Fluchtverdacht" vorlag, wurde die Braut schon einige Tage vor der Hochzeit in ihrem Schlafzimmer eingesperrt. Eines Tages aber bemerkten die Eltern dennoch, daß sie verschwunden war. Großes Kopfschütteln, Nachfragen überall, aber alles ergebnislos. Schließlich jedoch erschien die Braut selbst, und zwar am Arm eines jungen Mannes, der nicht ihr Bräutigam, wohl aber ihr — Gatte war, und klärte das Rätsel auf. Sie war einfach durch den Kamin in den Schornstein geklettert, hatte sich von ihrem Geliebten durch den Schornstein in die Höhe ziehen lassen und war mit ihm über die Dächer hinweg zum Standesbeamten geeilt, um sich dort nach der bequemen englischen Art trauen zu lassen. Ihre Kleider trugen bei ihrem Erscheinen noch die Spuren des Weges, den sie zum Traualtar genommen hatte.

*** Gegen die moderne Frauenkleidung.** Die Prager Handelsakademie hat ihren Schülerinnen in einer Bekanntmachung verboten, in ihren Räumen mit großem Halsausschnitt und mit unbedeckten Armen zu erscheinen. „Das, was die sogenannte Mode vorschreibt", heißt es in der Bekanntmachung, „ist den Schulmännern ganz gleichgültig. Kleider, die am Halse weit ausgeschnitten sind und deren Ärmel kaum die Schultern bedecken, müssen als eine Rücksichtslosigkeit gegen den angesehen werden, der so mangelhaft bekleidete Körper ansehen muß. Wenn die männliche Jugend sittsam gekleidet zur Schule kommt, muß dies um so mehr von der weiblichen verlangt werden."

*** Sängerin und Kritiker.** Es war vor beinahe neunzig Jahren, als zu Dresden ein Dr. Schmieder in der von ihm übernommenen „Abendzeitung" mit unerbittlicher Feder seine strengen und keineswegs immer gerechten Theaterkritiken schrieb. Er schonte dabei niemand, selbst nicht die berühmtesten Namen, die Lieblinge des Publikums, zu denen in erster Reihe mit die gefeierte große Sängerin Schröder-Devrient gehörte. Nun fügte es einst der Zufall, daß auf einer Reise von Dresden nach Leipzig in einem Abteil die Schröder-Devrient mit Dr. Schmieder zusammentraf, die dasselbe Reiseziel verfolgte, zusammen mit noch einigen fremden Herren und Damen. Das Gespräch kam sehr bald auf die Kunst und speziell auf das Dresdener Hoftheater. Eine Dame erzählte, daß sie am Abend vorher Webers Oper „Euryanthe" gehört, aber das Theater unbefriedigt und enttäuscht verlassen habe. Namentlich sei die Schröder viel zu alt für diese Rolle, und sie begreife nicht, wie man so viel Aufhebens von der Sängerin machen könne. Ihr Gesang sei kaum zum anhören, und sie wundere sich über die Geduld des Publikums, das sich noch so viel bieten lasse. „Finden Sie nicht auch," wandte sie sich an den neben ihr sitzenden Herrn, „daß die Schröder endlich aufhören sollte, das Publikum zu quälen?" — „Wollen Sie das nicht die Madame Schröder-Devrient selbst fragen," entgegnete ihr Nachbar, „sie sitzt Ihnen gegenüber." Eine peinliche Pause trat ein, niemand machte den Versuch, die Tadlerin aus ihrer Verlegenheit zu reißen. Endlich beginnt diese eine Entschuldigung: „Ich bitte tausendmal um Verzeihung, ich muß Ihnen offen gestehen, ich bin durch die schändliche Kritik in der „Abendzeitung" beeinflußt. Dieser Schmieder, der die Theaterbesprechungen schreibt, tadelt Sie immer so rücksichtslos. Er muß ein recht widerwärtiger, dünkelhafter Mensch sein!" — „Wollen Sie ihm das nicht selber sagen?" fiel die Sängerin in diesem Augenblick ein, „er sitzt neben Ihnen."

*** Selbstmord am Sarge.** Eine erschütternde Tragödie hat sich in der Leichenhalle eines Friedhofes in Budapest abgespielt. Auf der Bahre lag die Gattin des Hauptmanns Jajtheny. Im Umkreise standen die Familienangehörigen, Verwandte und Bekannte in Erwartung der Trauerzeremonie. Neben dem Sarge stand der Gatte der jungen Verstorbenen. Der Geistliche, den man zur Beerdigung erwartete, vollzog eben bei einer anderen Leiche den Begräbnisakt. Als er zum Sarge trat, um sein Gebet zu beginnen, riß der Hauptmann plötzlich seinen Dienstrevolver hervor, und am offenen Grabe, neben dem Priester und den Trauergästen, schoß er sich eine Kugel in den Kopf. Die herbeigeeilten Retter fanden nur noch eine Leiche.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg